

# In Dunkel gehüllt.

Roman von A. Wilden.

(12. Fortsetzung.)

## Neues Kapitel.

Frau Leonie lebte einen Tag wie den andern in gänzlicher Apathie dahin. Sie wollte niemand sehen. Woche kommen, was da wollte, was konnte ihr das Leben noch bieten.

Man hatte Georg Olfenschläger, wie man ihn vor zehn Tagen gekannt, jetzt wieder abgeholt. Auch er schien für die Welt erküsst, allein sein apathischer Zustand gab zu den größten Besorgnissen Anlass, während derjenige der schönen Leonie nur eines leisen Anstoßes bedurfte, um den Dämmerzustand wieder in pridelndes Leben zu versetzen.

Frau Leonie weigerte sich, ihren Mann vor seiner Ueberführung ins Krankenhaus noch einmal zu sehen.

„Wozu? Er kannte sie ja doch nicht. Und so in ein leeres halbesbrochenes Auge zu schauen, regte ihre leidenden Herzen nur noch stärker auf.“

Ueberhaupt war ja Liselotte da, die, robust wie ein Kind des Volkes, jedem Leid ins Augen schauen konnte. Sie gönnte auch ihrem Gatten. Er, nur er, hatte sie in diese unheilvolle Lage gebracht. Darin hatte der Vater schon recht, wenn seine angedauerten Worte auch bitter trafen und weh taten.

Ja, er hätte tausendmal recht. Georg hätte als Kaufmann zu rechnen verstehen müssen. Wie konnte er sich so irren!

Das waren die Worte des Majors gewesen, und Leonie sprach dieselben mit selbstquälerischer Grausamkeit nach.

Die heitere, lebensfrohe Leonie war vertrieben bis in innerste Herz hinein. Sie kam sich auch mit einem Male so überflüssig vor in der Welt. Hatte ihr Leben denn noch einen Zweck? Sie besah nicht mehr die Mittel, ihren noch jugendlichen Leib zu schmücken, konnte nicht in Gesellschaften glänzen, wo sie einst tonangebend gewesen.

Sie lag tagelang in ihrem Boudoir auf der Chaiselongue — denn vorläufig durfte sie sich ja noch sonnen in dem sie umgebenden Luxus.

Ihre Hofe, die sich einen merkwürdig schneidenden Ton und ein lässiges Wesen in den letzten Tagen angeeignet, brachte einen Brief.

Hastig liest sie die Vereinfachte ihrer Hand nach dem Schreiben aus.

„Ach, aus Dresden! Von Gundi!“ murrete sie enttäuscht, nachdem sie einen Blick auf das Kuvert geworfen.

Die Hand, die sich so gierig nach dem Schreiben ausgestreckt, sank schlaff herab.

Was würde darin stehen? Was konnte eine Dame von dem Schlage dieser Freundin ihr überhaupt noch zu sagen haben.

Ein paar mittelmäßige Worte, wie man sich für verpflichtet hält, sie auszusprechen, bevor man sich von dem nicht mehr zu seinen Kreisen Gehörnden zurückzieht.

Gundi Oberst war eine glückliche Frau. Sie war einst eine Konvention eingegangen, hatte einem weit älteren Herrn ihre Hand gereicht, ohne viel Liebe, ohne viel Glück zu erwarren. Und gerade diese Ehe war eine dauernd glückliche geworden. Gundi, modern, stark emanzipiert, hatte sich ihr Leben an der Seite des älteren Gatten selber geschmiedet. Und Willi Oberst kam noch immer gut genug dabei weg. Man legte sich gegenseitig keine Steine in den Weg.

Gundi Oberst konnte lachen, sie konnte über die trübsinnigen Freundschaften triumphieren, die einst sich für den Mann ihrer Liebe so mächtig ins Zeug gelegt. Die in den Armen des Geliebten ein ganzes Glück erhofft und — nun ja, auf gefunden hatte.

Jetzt aber lag es in Scherben vor ihr, und Gundi würde höchstwahrscheinlich mit ihrem morosen Lächeln sagen: „Siehst Du wohl, wie man sich irren kann?“

Langsam hatte Frau Leonie das Kuvert geöffnet.

Sie schaute. Was sollte sie der Freundin antworten? Ihr etwas vorzulegen von der verführerischen, gänzlichen Geborgenheit? Wie oder hätten sie die müde blickenden Augen beim Lesen der Zeilen auf.

Mit einem Satz war Leonie von der Chaiselongue herunter, der Hofmann glitt auf das weiche Fell zu ihren Füßen.

Sie trat an das Fenster. War es denn möglich, wählte ihr Erlösung aus diesem trostlosen Einzelsein?

„Armes Häufchen!“ las sie nochmals mit lebhaft gerückten Wangen und blickenden Augen. „Was hast Du für ein Pech mit Deiner gepriesenen Hebeke. Mählich darat, das ist ein geschliches Wort. Alles Leid der Welt läßt sich auf Gummibändern tragen, glaub's nur, Leonie.“

„Was hast Du für ein Pech mit Deiner gepriesenen Hebeke. Mählich darat, das ist ein geschliches Wort. Alles Leid der Welt läßt sich auf Gummibändern tragen, glaub's nur, Leonie.“

hofft ja die erwachsene Tochter, die jetzt schon für Deinen Mann. Ein so glänzender Fohler wie Du gehört nicht ins Krankenzimmer. Die Trauer um die Schwägerin kann Dich nicht berühren; also komm zu mir. Ich setze einem abwechselungsreichen Winter entgegen. Komm und genieße, solange es noch Zeit. Ich meine es auch mit Dir. Von Eberts Größe, er freut sich Deiner bezaubernden Gegenwart.“ Drahtwort erbeuten, denn sie bin ungeduldiger Natur.

Gundi.

Leonie küßte den Brief in ihrer Ekstase, kannte durch das kleine, lausliche Gemach; sie lachte, weinte, jubelte.

Ja, fort von hier. In den herrlichen Lebensfrühling hinein. Sie konnte gottlob sich ihres Lebens noch freuen. Sie war noch nicht stumpf geworden, noch nicht abgestorben gegen die lebende Welt.

O, wie wollte sie sie genießen. Wie sich entschließen für alle ausgefallene Qual der letzten Tage.

Wirklich, waren es denn nur Tage? Sie hatte das Gefühl, als seien seit der Katastrophe bereits Jahre verstrichen.

Sie trat an den Spiegel, aus dem ihr in der letzten Zeit verweinte Augen, ein schmerzliches verzogener Mund und eine gerunzelte Stirn entgegen schaut. Jetzt lachte der Mund wieder, und ihre Augen blühten hell und heiter. Das blonde Licht ihres Scheitel glänzte und lodte.

Leonie breitete die Arme ihrem Spiegelbilde entgegen.

„Schön bin ich, ja, wirklich schön. O, und daß ich's bin! Wie will ich alle bezaubern, wie will ich mit den besten Lippen von dem Leben schäffeln. Wie will ich genießen.“

„Was machst Du da, Mama?“ fragte Liselotte, die, nach kurzem Anstehen eingetreten, jetzt ganz erstaunt auf der Schwelle stehen blieb.

Es konnte ihr nur ein Gedanke kommen, und dieser war so furchtbare Natur, daß es dem ersten Mädchen wie ein kalter Schauer über den Rücken lief.

Konnte das Leid den Verstand der lebenslustigen Frau verwirrt haben? Und hatte sie das verschuldet, indem sie es ablehnte, ein Opfer zu bringen? Wäre es nicht kindespflichtig gewesen, sich zu opfern, indem sie dem verabschiedeten Freierrmann ihre Hand reichte?

Noch hatte Liselotte sich nicht um eine Stelle bemüht. Solange die Mutter in ihrer Leihgarbe verharrte, war sie für diese nötiger und mußte ihre eigenen Wünsche einseitigen hintenansetzen.

Und ob, wie nötig war sie doch. Ihre entsetzten Augen starrten die Mutter ganz hilflos an.

Frau Leonie hatte bereits im Spiegel das Eintreten der Tochter bemerkt. Das Klöpfchen hatte sie in ihrer Ekstase überhört. Sie eilte auf ihr Kind zu, umfahnte es zärtlich.

„Mein Lottchen, wie bin ich glücklich. Ach, ich hoffe wieder. Ich glaube wieder an ein glückliches Geschick. Sei mir nur nicht böse, daß ich Dich dem alten Mann in die Arme trieben wollte. Nein, bleibe frei, meine Liselotte. Lebe nach Deinem Geschmack. Chacun a son goût. Und nun lies mal dies hier.“

Bei diesen Worten überreichte Frau Leonie ihrem Kinde den Brief.

Und Liselotte, noch ganz benommen von dem großen Erlebnis, las. Sie konnte, trotzdem der Inhalt klar und ohne Umföhrtheit abgefaßt war, eigentlich nicht den Sinn nicht so recht begreifen.

Frau Adelgunde Eberts forderte ihre Mutter auf, mit ihr einen glänzenden Winter zu erleben, während der Vater in schwerleidendem Zustand im Krankenzimmer lag!

„Was? eine Waspemie!“

„Wie kann Frau Eberts so grausam sein,“ sagte Liselotte tief erregt, „Dir ein Leben vorzuziehen, auf das Du verzichten mußt.“

„Verzichten?“ schrie Frau Leonie. „Und weshalb? Weil ich Trauer habe? Pah, Du weinst so gut wie ich, daß mir die tote Tante so gleichgültig ist wie der Tod eines fremden Menschen!“

„Und Vater?“

„Leonie, wende dich um ein eigenartiges Kind ab.“

„Vater?“

Es war ihr gewesen, als läge in den Worten ihres Kindes ein Borsprung. Und er traf, trotzdem sich die schöne Frau dagegen zu wehren suchte.

Da fiel ihr Blick auf ihr Spiegelbild. Goldföhrlich wie die verklärte Bestie fahle da neben der ernsten, hoheitsvollen, schwarzen Gestalt ihrer Tochter.

„Ach, weg mit den dummen Gedanken. Liselotte, heute nun mal das schwerfällige Bild der Olfenschlägers. Ihres floß leicht und lebensvoll durch ihre Adern und schrie nach der Luft des Lebens.“

„Ich kann Papa doch nicht helfen, das weißt Du wohl. Und daß ich hier verfaule, muß Dir doch ein schmerzliches Gedanke sein. Gönne Deiner Mutter ihr blassen Jugend, es geht doch jetzt hart bergab.“

„Ja, aber das ist's ein Kreuz! Sie will immer bloß das Altermödrne auf der Straße tragen! Wenn aber dann ein Leid für sie fertig geworden, ist es nicht mehr modern, und sie kommt daher nie zum Ausgehen!“

Täglich erkundigten sich die Damen nach dem Befinden des Gatten und Vaters; zweimal in der Woche hatten sie im Krankenzimmer Besuch gemacht.

Eine wertvolle körperliche Veränderung war nicht zu bemerken gewesen, aber immerhin schienen die hierfür angewandten Mittel zu Hoffnungen zu berechtigen.

(Fortsetzung folgt.)

## Englische Kriegsphantasien.

London, 23. November.

Die Nachricht von der Riedernehmung sämtlicher Europäer in Konstantinopel, nach dem Muster der gleichzeitigen von der „Times“ widergegebenen „Daily Mail“-Depesche vom Sommer 1900 mit der Meldung der Ermordung aller ostindischen Diplomaten in Peking, ist die englische Presse uns bisher schuldig geblieben. Im übrigen muß anerkannt werden, daß der angeblich so besonders zuverlässige englische Nachrichtendienst auch während des Balkankrieges in der Jreführung des Publikums wieder das Menschennögliche geleistet hat, ohne doch sicher wäre, ob den Telegrammagenturen die Dichterkrone gebührt oder den Privatkorrespondenten der Zeitungen.

Daß die englischen Kriegsberichterstattung auf dem Gebiete der Mythifikation der Lesewelt so viel Vollenbetretes zu leisten vermögen als die anderer Nationen, danken sie dem Mangel jeglicher Vorbildung für ihre eigentliche Aufgabe. Die überwiegend unmittelmäßig die Denkart der Engländer ist, tritt nirgends deutlicher hervor als in der Auswahl der Kriegsreporter durch ihre großen Tageszeitungen. Die englischen Berichte über den Balkanfeldzug sind beinahe sämtlich aus dem Feldzug eingeleiteter Zivilisten geflossen, von denen kaum einer einen Kanonier von einem Mäxleiter oder eine Kavallerie von einem Drefschmähne unterrichtet kann u. deren Mehrzahl die Topographie des Krieges, auf dem sie journalistisch mitwirkten, so wenig im Kopfe hatten, daß sie einmal über das andere Truppenbewegungen melden, die nur Regimenter mit Stabesmannschaften auszuführen vermocht haben würden. Der englische Kriegsberichterstattung meint, der Feldzug sei feintwegen da, nicht umgelegt. Höchstens betrachtet er den Krieg wie ein Fußball-Match oder eine Cricket-Partie und die feindlichen Heerführer wie die Hänglinge gegnerischer Sportmannschaften. Er begreift nicht doch den Heeresleistungen an der Geheimhaltung ihrer Operationen mehr liegen muß als an der Unterhaltung der Londoner Zeitungsleser, und wird ihm diese ersehnt, so erbebt er in ganz falschem Berufsstolz die postfaktische Anlagen wegen Völlerkerzeugung und Schlimmeren, obwohl er wissen könnte, daß schon im Deutsch-Französischen Krieg, also zu einer Zeit, zu der der Telegraph noch lange keine so umfassende Rolle spielte wie heuteutage, durch Rückmeldung militärischer Informationen gerade über London manches strategische Konzept empfindlich verrückt worden ist. Aus von Sachkenntnis und Urteil so ungetriebenen Quellen flammende Kriegsberichte werden dann in dem verbreitetsten Londoner Abendblatt offenkundig von einem jungen Herrn offenkundig glosiert, der vor ein paar Jahren als Offizier verabschiedet wurde, weil er im Manöverdienst durch völlige Ratlosigkeit zum Ge-spött seiner Leute geworden war. So neckisch belehrt die selbstbewussteste Presse Europas ihre Abonnenten über weltgeschichtliche Kriegsergebnisse.

Von keinem Menschen, also auch von keinem Berichterstatter, ist zu verlangen, daß er immer die objektive Wahrheit sage, schreibe oder telegraphiere, von einem unter hundert Schwierigkeiten arbeitenden Kriegsberichterstattung erst recht nicht. Unvermeidliche Flüchtigkeitsfehler, wie in der Aufregung des Augenblicks bei der Registrierung von Toten, Verwundeten und Gefangenen angehängte Nullen, sollen den Engländern so wenig angetrieben werden wie ihren selbstländischen Kollegen, denen dergleichen auch passiert ist. Selbst aus dem eigenen Phantasiegeschwätz des britischen Staffs hat sich nur herausgegriffen, was mit besonders im Gedächtnis haften geblieben ist: Da steht voran die tagelang aufrechterhaltene und wohl in Erinnerung an die Peking-„Daily Mail“-Großtat von einst dramatisch ausgeschmückte Schilderung von der Hinrichtung des ägyptischen Prinzen Ais, den wegen mangelhafter militärischer Leistungen gegen die Bulgaren ein Kriegsgericht zum Tode verurteilt haben sollte. Dann kam die Paradoxe von der Einnahme von Konstantinopel durch die Bulgaren, die, wie der „Daily Mail“ gemeldet wurde, schon zu Anfang November erfolgt sei, aber aus „diplomatischen Erwägungen“ — der ganze Kriegspolitische Geist des Berichterstatters offenbart sich darin! — von den Grobrettern zurückgehalten wurde. Als von Dr. Charles Hands, „einem erfahrenen und verantwortlichen Korrespondenten“ stammend, wurde diese mythische Nachricht von der übrigen englischen Presse blindlings weiterverbreitet, die Ereignisse aber hinter dem Fluge der Handflächen Phantasie immer noch hat.

Solche und ähnliche Anekdoten aus der vierten Kriegsdimensionen lösen niemanden weh. Auch wenn die „Central News“ eines Sonntags betaninmachten, von türkischer Seite würden die Friedensbedingungen verbessert werden, die die Wälgabe der eroberten Gebiete einschließen, so war das zwar wünschenswert, aber im

## Krieg dem System!

## Unsere Schnittmuster - Oberkleid

Reformvorschlüge eines deutschen Kaufmanns in Bezug auf Erziehung.

Die Reform der höheren Schulen, die Kaiser Wilhelm II. so gleich nach seiner Thronbesteigung mit der am 4. Dezember 1890 eröffneten Schulkonferenz einleitete, liegt tief begründet in den bitteren Erfahrungen, die Wilhelm II. selbst als Gymnasiallehrer gemacht hat. Auf diesen engen Zusammenhang weist Prof. Paul Meinhof in seinem Buch „Wilhelm II. 25 Jahre Kaiser und König“ hin, das er jetzt im Verlage von Ernst Hofmann erscheinen läßt. In der Rede, mit der er die Schulkonferenz eröffnete, erinnert sich der Kaiser dieser Tage, da „der Reichsleiter der Eltern und Familien laut wurde, daß es nicht so weiter gehen könne.“ Die Schüler mußten damals die Stundenarbeit der höchsten Arbeiten jeden Tag aufschreiben, und es kamen für die Abituristen 6½ bis 7 Stunden heraus. „Rechnen Sie dazu die 6 Stunden Schule, 2 Stunden Essen, dann können Sie ausrechnen, was von dem Tag übrig geblieben ist. Wenn ich nicht Gelegenheits gehabt hätte, hinauszu- und hineinzureiten, und noch sonst etwas mich in der Freiheit zu bewegen, dann hätte ich überhaupt nicht gewußt, wie es in der Welt aussieht.“

Dieselben Vorwürfe, die hier in offizieller Dämpfung ausgesprochen werden, klingen in temperamentvoller Lebendigkeit aus einem Briefe, den Prinz Wilhelm am 2. April 1885 an einen früheren Schulkameraden richtete:

„Endlich hat sich doch mal einer gefunden, der ernstlich gegen das verabschiedete aller Systeme vorhat, das auch keine geeignet ist, den Geist zu töten. Ihre Ausführungen unter-schreibe ich Wort für Wort. Glücklicherweise habe ich mich zweieinhalb Jahre hindurch aus eigener Erfahrung von der Schädigung überzeugen können, die man unserer Jugend beibringt. Um nur einige Beispiele anzuführen: Von 21 Unterprimanern, aus denen unsere Klasse bestand, trugen 19 Brillen und 3 von ihnen mußten noch einen Kneifer auf die Brille setzen, wenn sie bis an die Wandtafel sehen wollten. Homer, der berühmte Dichter, in den ich sehr verweilt war, Horaz, Demosthenes, dessen Reden ich jeherman begreifen mußte, wie wurden sie erklärt? Mit Begeisterung für Kampf und Waffen und für Naturschönheiten? Gott behüte! Mit dem Stoffball des Grammatikers, des sanitätlichen Philosophen wurde jedes Satzglied abgehakt und funktgerecht zerlegt, bis man des Veranlassen hatte, das Gerippe zu entdecken.“

Weinen könnte man darüber. Die griechischen oder lateinischen Aufsätze (ein hinverbrannter Unfimt!), wobei Mühe haben sie nicht gelost! Und was für Leistungen kamen jutagel! Hätte Horaz sie gelesen, er hätte, glaube ich, vor Entsetzen den Geist aufgegeben! Von dieser Dummheit befreie man uns! Einem solchen Unverricht Krieg bis auf Messer. Mit diesem System erreicht man nur, daß unsere Jugend die Syntax, die Grammatik der alten Sprachen bessere kennen lernt als die „alten Griechen“ selbst; daß sie die Generale, die Schlachten und die Stellung der Truppen in den Kämpfen der Punischen Kriege oder des Mithridates auswendig weiß, daß sie aber nicht kennt die Schlachten des Seidenfeld-Krieges, geschweige denn die modernen Kriege von 1866 und 1870, die man noch nicht „gemacht“ hat. Was dagegen den Körper betrifft, so bin ich unbedingt der Ansicht, daß der Nachmittag immer frei sein sollte. Das Turnen sollte eine Befähigung für die Jugend sein. Rennbahnen mit Hindernissen, über die man klettern müßte, wären wünschenswert. Statt der stumpfsinnigen „Klassen-spaßgänge“ mit eleganten Stöcken, schwarzen Jackets und einer Zigarre ein Trainiermarsch mit einem biphenen Felddienst, selbst wenn er in eine förmliche Schlacht überginge. Allein unsere Primaner (und wir waren leider nicht anders) sind viel zu blaß, um sich den Rod auszusuchen und sich herumzubalgen. Was aber kann man von solchen Menschen erwarten? Daher Krieg diesem System bis auf Messer! Ich bin bereit, Sie in Ihren Bestrebungen zu unterstützen.“

In Seward-Sunrise Goldland.

Es ist bemerkenswert, daß die nachstehende alantische Region, welche ganz neuerdings als Goldland nähere Beachtung erregt, zugleich die erste war, in der überhaupt in Alaska Gold entdeckt wurde. Das war schon im Jahre 1848. Ein Schürfer, Namens P. W. Dorosfin, prüfte damals für eine russische — amerikanische Gesellschaft die mineralischen Hilfsquellen dieses Distriktes und fand dabei Gold in den Riesel der Ströme, welche sich in den Kenai-Fluß ergießen.

Er erstattete auch Bericht darüber; aber der Goldgehalt des unterirdischen Riefels wurde zu niedrig befunden, um eine Ausbeutung zu lohnen, und alle die Jahre her geschah in diesem Distrikt fogut wie nichts in der Sache.

Deutjunge jedoch ist die Ausbeutung - Fähigkeit auch verhältnismäßig

## Constat von Bedstij.

Jedes Elternpaar ist gewiß erfreut, in seinem Kinde das Erwachen eines lebhaften Geistes zu begrüßen und stolz darauf, wenn auch Ferner-stehende das Kind für „intelligent“ halten, — aber diese Freude darf sich, besonders in Gegenwart des betroffenen kleinen Liebings, nur mit pädagogischer Vorsicht äußern. Selbst die klügsten Kinder überleben sich gern, da in jenen Jahren die Klugheit nicht ausgebildet genug ist, um vor diesem Fehler zu schützen. — Aus den gut angelegten Kindern werden alltägliche Geschöpfe, die sich später zu taufflosen Menschen entwickeln, die überall anstoßen. — Kinder sind Kinder und gehören ein für allemal in die Kinderfüße. Schlichter, bescheidene Kinder sind sehr viel anzuziehen als jene, die sich in die Unterhaltung der Erwachsenen mischen und Urteile aussprechen, ohne Erfahrung zu besitzen. Die Eltern sollten bedenken, daß Klugheit und Willkürheit zweierlei ist. — Viele Kinder, die in Gegenwart Fremder klüger sind, entwickeln sich sehr oft zu Klugge, heitern, lebenswürdigen Menschen. Alltägliche Kinder hingegen werden mit aufgeschnappten Redensarten Ermüdeten um sich, die sie selbst eigentlich kaum verstehen, und stehen später recht oft geistig unter dem Durchschmitt. Es ist entschieden besser, wenn die Anshoungsweise der jüngsten Generation sich langsam und natürlich entwickelt, wenn Kinder kindliche Ansichten, die ihrer Altersstufe angemessen sind, und als einzig und allein für sie gelten, haben. Sie werden dann allmählich zu lebenswürdigen, taufflosen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft heranzuwachsen, die Freunde finden, weil sie sie zu finden weis sind. —

Es ist in die Hände der Eltern, vornehmlich der Mutter, gelegt, die Lebenswürdigkeit ihrer Kinder zu fördern, wenn sie sie zur Weidenheit anhäuft und nicht stolz aller Welt erzählt, wie „besonders klug“ gerade das ihrer Kinder ist, das im Augenblick anwesend und sofort von dem eigenen Wert überzeugt ist.

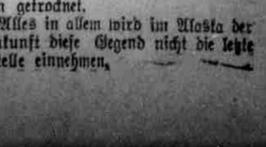
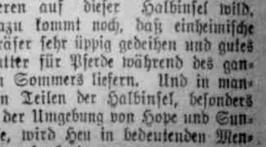
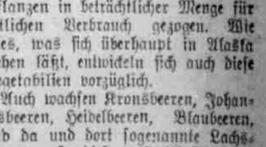
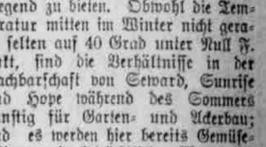
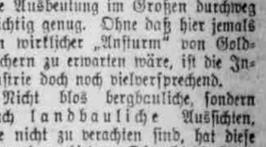
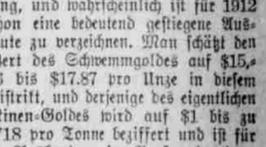
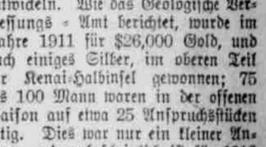
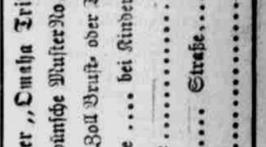
Constat von Bedstij.

Klug und allklug.

## Constat von Bedstij.

Constat von Bedstij.

Klug und allklug.



Ein gut sitzendes und praktisches Besatz. Damenkleid mit hohen Bechern. Besatz, Schambrun, Gingham, Galatea oder Kammelleiste eignen sich am besten für dieses Kleidungsstück. Die Ärmel sind einfach und das Modell ist sehr leicht zu machen. Das Muster kommt in 6 Größen: 32, 34, 36, 38, 40 und 42 Zoll Brustweite. Es besteht aus 4 Yards 44 Zolligen Stoff für die 38 Zollige Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

„Neuer Herbst- und Winter-Katalog mit allen neuesten Modellen fertig. Jeder Heftchen der „Omaha Tribune“ für 10 Cents zugeandt.“

Bestellungs-Anweisungen;

Dieser Kupon werden an irgend eine Adresse gegen Entsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Kupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

PATRIEN DEPARTMENT  
OMAHA TRIBUNE,  
1311 Howard St.

Pat. 1000

Pat. 1